



## Die Briganten

Novelle

von

Otto Röse.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja, ja, die Schulbildung liegt hier zu Lande noch im Argen. Die klassische Basis fehlt,“ bestätigte der Schulrath mit mißbilligendem Blick auf den Doktor, dessen Italienisch er nicht zu verstehen vermochte.

Dieser ließ seine stechenden Augenlein von Einem zum Anderen wandern und begann dann, jede Silbe artikulirend: „Non ca—pi—sce, si—gno—re?“ (Verstehen Sie mich nicht, mein Herr?)

So verstanden ihn die Philologen, und die Konsultation konnte in aller Regel vor sich gehen. Der Arzt erklärte, nachdem er den Professor untersucht und namentlich dessen umgewandte Augenlider beschaut hatte, daß bei starken Dosen Chinin eine gefährliche Wiederkehr des Fiebers nicht zu befürchten sei. Doch solle der Professor sich an einem behaglichen Orte mit reiner Luft in gute Pflege geben und kräftige Kost nebst starkem Wein genießen. „Sie haben noch von Glück zu sagen, daß wir im Frühjahr sind,“ erklärte er mit Bestimmtheit, „denn im Herbst würden Sie nicht so leichten Kaufes davon kommen.“

Inzwischen waren die Carabinieri, die in der Thüre gestanden und der Weisheit des Medikus gelauscht hatten, hinausgerufen worden. Man hörte sie draußen mit einander reden und dazwischen eine weibliche Stimme, deren Klang in Aurelianus alles Blut nach dem Herzen drängte. Jetzt öffnete sich die Thüre und Lydia erschien. Todtenblässe bedeckte ihr Antlitz; sie warf einen Blick auf ihren Vater, der hager und

blaß in den Kissen lag, ging schwankend auf ihn zu und brach mit herzzereißendem Schrei am Fußende des Bettes zusammen.

„Lydia!“ rief Aurelianus. Der ganzen Umgebung vergessend, sprang er der Ohnmächtigen bei und hob sie vom Boden auf. „Lydia, meine liebe, holde Lydia!“ Er trug sie zum Sessel, stützte sie in seinen Armen und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen. „Lydia, was ist Dir begegnet? Sprich, mein theures Wesen! Wer verfolgte Dich? Hier bist Du sicher, hier an meiner Brust!“ Er umfing die Leblose, während der Doktor hinauseilte, um Riechessenzen zu holen. Doch ärztliche Hilfe war nicht mehr

vonnöthen. Lydia öffnete die Augen und flüsterte: „Mein Vater! Gott, ich komme zu spät! Ich Glende ließ ihn allein!“

„Nein, Du kommst zur guten Stunde; Dein Vater wird genesen, Dein Vater ist gerettet.“

Das Mädchen richtete sich auf und blickte wie aus einem schweren Traum erwachend noch ungläubig auf den Genesenden. „Die Carabinieri sagten mir —“ begann sie zitternd und verstört.

„Ich bin gerettet!“ fiel der Professor ein, „gerettet durch diesen braven Freund, der mich aufopfernd gepflegt hat — ich bin gerettet durch Deinen Aurelianus,“ sezte er nach einer Pause und einem heiteren Blick auf den Liebenden hinzu, der die Geliebte noch in seinen Armen hielt.

Lydia wand sich sanft los und stand wie von Blut übergossen. Dann eilte sie auf den Vater zu, warf sich vor seinem Lager auf die Kniee und umarmte und küßte ihn stürmisch. „Verzeih’ mir, Vater, daß ich Dich allein ließ! Ich wollte Dich befreien und ich bringe Dir die Freiheit. Gott, konnte ich ahnen —“

Er hielt ihr Köpfchen zwischen den Händen und sprach endlich, indem er ihr tief in die Augen sah: „Glaubst Du denn, Lydia, daß ich nicht längst schon Deine Liebe zu Aurelianus durchschaute?“ Wieder traten ihm die Thränen in die Augen, als er seine blutlosen Rippen auf Lydia’s Stirn preßte und dem jungen Gelehrten die Hand hinreichte.

„Halten Sie ein, mein werthgeschätzter Freund,“ that jetzt der Schulrath Einspruch, „auch mir gebührt ein Wort in diesem Drama.“

Lydia wandte sich zu ihm, er streckte ihr die Hände entgegen. „So überraschend mir die Wendung kommt, so nehme ich sie als Fügung des hohen Schicksalslenkers!“ Und väterlich schloß er die in ihrer italienischen



Krafft Freiherr v. Graillsheim, kgl. bayrischer Minister des Aeußern. (S. 347)



Bauerntracht doppelt reizende Lydia in seine Arme.

„Ich komme zu spät, ich komme zu spät!“ plapperte der Doktor, der jetzt mit zwei Körben voll Phiolen, Bandagen und Instrumenten hereinstolperte. „Meinen Gaul sticht der Hafer, das Vieh läßt sich nicht antommen; ehe ich die Sachen vom Sattel nahm, ist die Patientin genesen. Um so besser, um so besser!“ Doch da er seine Körbe nicht umsonst hereingebracht haben wollte, packte er eifrig aus.

Lydia erzählte unterdessen in kurzen Worten ihre Fahrt. Ein Brief aus dem Ministerium des Innern löste jedes Mißverständnis. Nach Empfang des Schreibens war sie mit ihrer Begleiterin zum Bahnhof geeilt und hatte von Belletti aus dann Extrapost genommen. Jetzt durften die Gefangenen frei ziehen. Wohin? Auch hierfür hatte das besonnene Mädchen gesorgt. Zu Frosinone verweilte ein deutscher Arzt, der ihr von der Botschaft empfohlen war. Mit einem guten Wagen, wie er aus Piperno zu beschaffen war, ließ sich die liebliche Stadt im Cosathale in einer Nachmittagsfahrt erreichen. Noch vor Anbruch der Nacht konnten sie dort sein, wenn sofort ein Gilbote zur Bestellung der Karosse nach Piperno gesandt wurde und die Gesellschaft einweilen in einem leichten Gefährt von Sonnino aufbrach.

Der Arzt, der nun mit seinen ausgewählten Waaren herantrat — als Landdokter war er zugleich Droguist und Apotheker — gab seine Zustimmung. Zwar hätte er gern den Patienten noch länger behalten, doch gab er sich zufrieden, da er aus den freudestrahlenden Gesichtern der Gesellschaft auf ein außergewöhnliches Honorar schloß. Frosinone besaß, wie er zugestand, die zur Genesung des Professors dienliche reine Luft, nur sollte der Patient wohl verwahrt und bis zum Fuße des Berges getragen werden. Der Doktor selber übernahm die nöthigen Anordnungen. Chinin gab er sofort dem Professor ein; auch stärkenden Wein führte er in seinen Vorrathskörben und bot ihn zum Kaufe an.

„Sie sind deutsche Gelehrte,“ fragte er pfliffig, die Herren musternd. Er kannte die schwache Seite unserer Philologen. „Nun, hier haben Sie Falernerwein, den vino il più generoso.“

„Falerner, den Wein unseres Horaz!“ rief der Schulrath in Ekstase. „Nun, dann wollen wir im klassischen Maß ein Trankopfer der frohen Verlobung darbringen!“

Und so geschah es: in feierlicher Libation wurde die Verlobung des jungen Paares zugleich mit der Beilegung der philologischen Fehde der Väter besiegelt.

Die Fahrt nach dem Cosathale ging glücklich von Statten und der Professor fand bald die ersehnte Heilung. Einige wüthliche Wochen verlebten die Deutschen noch in dem reizenden Gebirgsstädtchen, und als es zur Heimkehr ging, zog aus Frosinone der Trostmann in Lydia's Gestalt mit ein in die Studirstube von Aurelianus Scharfenberg.

## Auf See.

Novelle  
von  
Friedrich Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

Der reiche Rheder Jakob van der Elten saß in seinem Privatbureau, einem kleinen, unfreundlichen Raume, in dem nichts außer dem großen, schweren, eisernen Geldschrank auf das bedeutende Vermögen des Mannes hindeutete. Alles in diesem engen Zimmer trug die Farbe des Alters, die Wände, das einfache Schreibpult, die wenigen Stühle und selbst das harte Sopha.

Am wenigsten hatte aber Jakob van der Elten selbst das Aussehen eines reichen Mannes. Die mittelgroße hagere Gestalt war gebeugt, aber nicht durch das Alter, denn sie zählte noch keine fünfzig Jahre, und auch nicht durch die Sorgen, denn wirkliche Sorgen hatte der reiche Mann nie kennen gelernt. Daß er Tag für Tag an dem Schreibpulte über seine Geschäftsbücher gebeugt saß und rechnete, das hatte seinen Rücken gekrümmt. Gab es doch für ihn kaum ein anderes Vergnügen, als zu rechnen und zu zählen, wie sehr sein Reichthum mit jedem Jahre sich mehrte.

Das Gesicht des Mannes war blaß, eingefallen, glatt rasirt, um die scharf geschnittenen Lippen zuckte häufig ein schlaues Lächeln, in den kleinen, graun. stehenden Augen lag etwas Scheues.

Noch vor wenigen Jahren hatte Jakob van der Elten Alles belesen, was nach dem Urtheil der Menge zu einem vollkommenen Glücke nöthig ist, eine schöne, geistig fein angelegte Frau, eine reizende Tochter und ein Vermögen, welches ihm gestattete, fast jeden Wunsch zu befriedigen, aber er hatte das Glück nicht zu würdigen verstanden, all' sein Sinnen war nur auf Geld gerichtet gewesen, und er war wenig dazu gekommen, das häusliche Glück zu genießen.

Er hatte keine Frau geliebt, soweit sein Herz überhaupt lieben konnte; als sie vor mehreren Jahren gestorben war, hatte er, erbittert über das Mißgeschick, mit den Zähnen geknirscht, er hatte ein Gefühl der Debe in sich empfunden, und um dasselbe zu verschrecken, hatte er der Habsucht und dem Geize noch mehr Gewalt über sich eingeräumt.

Er liebte auch seine Tochter Anna, die jetzt fünfzehn Jahre zählte, allein diese Liebe ging doch nicht so weit, daß er ihr viel Zeit widmete. Ihr jugendlich heiterer Sinn poßte freilich wenig zu seinem verschlossenen und mißmuthigen Wesen. Machte ihm irgend einer seiner Bekannten den Vorwurf, daß er das Leben zu wenig genieße, so erwiderte er wohl, er habe die Pflicht, für die Zukunft seiner Tochter zu sorgen, in Wahrheit suchte er aber nur seine Habgier zu befriedigen. Der Besitz des Geldes an und für sich machte ihm Freude, nicht der Gedanke, dasselbe seiner Tochter zu hinterlassen.

Die Thüre des kleinen Zimmers wurde geöffnet und die mittelgroße, gedrungene Gestalt eines Mannes mit wettergebräuntem Gesichte trat ein.

„Guten Tag, Kapitän,“ rief der Rheder, als er den Eingetretenen kaum erblickt hatte, mit freundlicher Miene. Er erhob sich schnell von dem hohen Schemel vor dem Pulte, trat dem Kapitän entgegen und reichte ihm die Hand.

Das Gesicht des Kapitän's Gregor Kast verzog sich kaum, es blieb ernst, fast finster. Freilich war dies der gewohnte Gesichtsausdruck des Mannes, der bei Allen, die ihn kannten, für einen schroffen, harten und verschlagenen Charakter galt. Er zählte etwa fünfundvierzig Jahre, allein er sah älter aus. Seitdem er aus der Schule entlassen war, war er fast fortwährend auf der See gewesen, und die Beschwerden des Seelebens, der stete Kampf mit den Elementen hatte tiefe Furchen in sein Gesicht gegraben. Zugleich hatten sie aber auch seinen Körper gestählt; ihm war es gleichgültig, ob die Sonne mit fast versengender Gluth schien, oder ob er in eisigkalter Nacht in Sturm und Wetter auf dem Deck stand.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ entgegnete er ruhig auf die freundliche Begrüßung des Rheders, in dessen Diensten er schon seit langen Jahren stand.

„Ganz recht, lieber Kapitän,“ erwiderte van der Elten. „Aber zuerst setzen Sie sich und dann zünden Sie sich eine Cigarre an. Hier!“

Er holte aus seinem Pulte eine kleine Kiste und hielt dieselbe dem Kapitän hin. Dieser zögerte zuzugreifen, denn er hatte von den Cigarren des Rheders nicht die beste Meinung und zog es meistens vor, seine eigenen zu rauchen.

Van der Elten bemerkte sein Zögern. „Nehmen Sie nur, Kapitän,“ fuhr er lächelnd fort. „Sie sollen sehen, daß ich für Freunde auch ein gutes Blatt habe. Sie sind zwar verwöhnt, diese Cigarre wird Ihnen aber dennoch schmecken. So — nun setzen Sie sich.“

Gregor Kast nahm auf dem harten Sopha Platz, während der Rheder sich zwar einen Stuhl hinrückt, aber nicht setzte.

„Das Schiff ist klar, in zwei Tagen können Sie in See gehen,“ sprach van der Elten weiter.

„Mir ist es recht,“ gab der Kapitän kurz zur Antwort. „Die Zeit wird mir hier schon verteuert lang.“

„Ich glaube es,“ fiel der kleine Mann ein. „Sie sind an die See gewöhnt, um so weniger begreife ich, daß dies Ihre letzte Fahrt sein soll. Sie werden sich, auch wenn Sie sich zur Ruhe setzen, doch nach der See und einem guten Schiffe zurücksehnen.“

„Das mag sein, mein Entschluß steht indeffen fest, denn ich sehe nicht ein, daß dies in zehn oder zwanzig Jahren anders sein würde. Dann würde ich mich noch schwerer an ein ruhiges Leben gewöhnen.“

„Ich will gar nicht an Ihrem Entschlusse rütteln,“ fuhr der Rheder fort. „Sie haben ein ruhiges Leben verdient, da Sie Mühen und Beschwerden hinreichend ertragen haben. Gah! Sie können auch ein sehr behagliches, sorgenfreies Leben führen, denn ich weiß, daß Sie eine hübsche Summe zurückgelegt haben. Wir haben Beide ganz leidliche Geschäfte gemacht, aber ich gönne es Ihnen.“

Er rieb sich vergnügt die hageren Hände. „Ich habe nur einen kleinen Antheil gehabt,“ entgegnete Kast, dem das Gespräch nicht besonders zu gefallen schien.

„Sie sind ein reicher Mann,“ fiel van der Elten ein. „Mein Antheil war freilich der größere, aber ich habe auch hundertmal mehr Sorgen als Sie, tausendmal mehr. Und diese letzte Fahrt könnte Ihnen noch einen sehr reichen Gewinn bringen.“

„Wie so?“ fragte Kast kurz.

„Wir sprechen noch darüber,“ erwiderte der Rheder halb ausweichend. „Ich will Ihnen zunächst mittheilen, daß Sie einen Passagier mitnehmen sollen, oder richtiger, daß ein neuer Schiffsjunge Sie begleiten wird.“

„Die Mannschaft zu heuern ist meine Sache,“ fiel der Kapitän ein.

„Gewiß, Kapitän, gewiß! Sie wissen, daß ich Ihnen deshalb nie Vorschriften gemacht habe, aber dieses Mal liegt die Sache etwas anders. Mein Neffe, Wilhelm Hansen, der Sohn meiner verstorbenen Schwester, hat sich in den Kopf gesetzt, Kapitän zu werden. Da muß er doch natürlich als Schiffsjunge anfangen, und ich wüßte nicht, wem ich ihn besser als Ihnen anvertrauen könnte. Sie kennen ja den Jungen.“

„Ja, ich kenne ihn, und gerade deshalb will mir die Sache nicht recht in den Kopf,“ gab Gregor Kast zur Antwort. „Wer zu meiner Mannschaft gehört, von dem verlange ich, daß er seine volle Schuldigkeit thut; wenn ich auf solch' jungen Wurschen Rücksicht nehmen muß, so lockert das die Zucht bei den Anderen.“

„Wer sagt Ihnen denn, daß Sie Rücksichten nehmen sollen?“ warf der Rheder ein.

„Er selbst wird es verlangen. Solche junge Herren bilden sich ein, der Seedienst sei nicht schwerer für sie, als wenn sie hier in den Straßen umherflanzen und nach jedem hübschen Mädchen gesichte gaffen. Das paßt mir nicht.“



„Er hat gar nichts zu verlangen, ich habe über ihn zu bestimmen, denn ich bin sein Vormund! Kapitän, hören Sie mich ruhig an,“ sprach van der Elten mit leiserer Stimme, indem er sich auf dem Stuhle niederließ, doch so, daß er die Thüre im Auge behielt. „Der Junge ist reich und steht ganz allein im Leben da, denn sein Vater ist ja schon gestorben, als er kaum zehn Jahre zählte; wenn auch er stürbe, so würde ich ihn beerben, weil ich sein nächster und fast sein einziger Verwandter bin. Haha! Das wäre ein ganz gutes Geschäft. Eine solche Seefahrt, wie Sie vorhaben, bringt manche Gefahr mit sich, zumal für einen jungen Menschen, der an das Leben auf der See noch nicht gewöhnt ist; wenn Sie mir nun bei Ihrer Rückkehr die Nachricht überbringen, daß er unterwegs gestorben ist, so werde ich Ihnen baare zwanzigtausend Thaler als Ihr Eigenthum auszahlen. Haha! Was meinen Sie dazu?“

Seine Augen hatten sich halb geschlossen, waren aber um so forschender auf das Gesicht des Kapitäns gerichtet.

Die Augen Gregor Rast's leuchteten bei dem Nennen der Summe flüchtig auf, denn seine Habsucht war nicht geringer als die des Rheders. „Zu dem Geschäft taue ich nicht,“ erwiderte er jedoch dann kurz ablehnend.

Van der Elten schien ihn indeß besser zu kennen, denn sein verschminkt lächelndes Gesicht veränderte sich nicht.

„Zu einem guten Geschäft haben Sie immer getaugt,“ fuhr er fort. „Und so klug sind Sie auch, daß Sie eine solche Summe, wie ich Ihnen verheißen habe, zu schätzen wissen. Ohne Mühe verdient die nicht leicht Jemand.“

Handelte es sich nur um eine Mühe oder selbst um eine schwere Arbeit, so würde ich nicht schwanken, ich habe aber wahrhaftig nicht Lust, Alles, was ich mir in den langen Jahren erworben habe, auf's Spiel zu setzen.“

„Haha! Sie sind nicht immer so ängstlich gewesen. Als wir vor drei Jahren das gute Geschäft mit dem hochversicherten Schiffe, welches auf fuhr und unterging, machten, da schwankten Sie nicht.“

„Ich habe aber damals geschworen, meinen Kopf nie wieder in solch' eine verdamnte Schlinge zu stecken, denn es fehlte kaum die Breite eines Fingers, so war die Schlinge zugezogen und mein Kopf wäre darin hängen geblieben.“

„Nun, so weit war es noch lange nicht,“ fiel der Rheder ein. „Ich hätte Sie immer noch rechtzeitig herausgezogen. Es geschah freilich mehr, als wir verabredet hatten.“

„Haben Sie eine Ruqel, die Sie abgeschossen, in Ihrer Gewalt, oder können Sie, wenn Sie ein Haus in Brand gesetzt haben, wissen, wie weit das Feuer um sich greift? Ich hatte damals Alles auf das Sorgfältigste vorbereitet; daß freilich der Bootsmann dabei um's Leben kam, das konnte ich nicht ahnen, und gerade deshalb würde es mir selbst an's Leben gegangen sein, wenn mir hätte nachgewiesen werden können, daß ich das Schiff absichtlich auflaufen ließ. Reichen Sie dem Teufel den kleinen Finger und er faßt Sie bei der ganzen Hand. Ich mag mit solchen Sachen nicht wieder zu thun haben!“

„Kapitän, ich erkenne Sie kaum wieder; früher hatten Sie zu Allem Muth. Ihr Gewissen scheint mit einem Male sehr eng geworden zu sein.“

„Mein Gewissen hat damit nichts zu thun,“ erwiderte Rast unwillig. „Mein Verstand sagt mir, daß es Thorheit ist, wenn man eine genügende Summe erworben hat, Alles auf's Spiel zu setzen, nur um noch etwas mehr zu gewinnen!“

„Das wäre auch eine Thorheit, aber ist das

hier etwa der Fall?“ fuhr der Rheder fort, und der Versucher rückte immer näher an den Kapitän heran. „Sie haben selbst gesagt, daß Sie nicht gewohnt sind, gegen irgend einen Ihrer Untergebenen Rücksicht zu nehmen, das ist auch ganz richtig, und wenn es selbst meinen Neffen betrifft. Wer kann Ihnen einen Vorwurf machen, wenn Sie dem Jungen, um ihn zum tüchtigen Seemann auszubilden, irgend eine gefährliche Aufgabe stellen und er dabei verunglückt? Es ist seine Schuld, wenn er nicht vorsichtig genug ist.“

Der Kapitän schwieg und blickte starr vor sich hin, die zwanzigtausend Thaler gingen ihm doch durch den Kopf.

„Ihr Ansinnen geht viel weiter, weshalb sprechen Sie dasselbe nicht offen aus?“ sprach er endlich. „Sie haben nicht den Muth, es zu sagen, und ich soll es thun!“

Van der Elten wiegte den Kopf langsam hin und her.

„Ich kann nur wiederholen, daß ich Ihnen zwanzigtausend Thaler auszahle, wenn Sie mir bei Ihrer Rückkehr den Tod des Jungen melden. Ist das nicht deutlich genug? Sie haben mich ja früher stets richtig verstanden.“

„Ja, es ist deutlich genug!“ entgegnete der Kapitän, erbittert auslachend. „Ich soll den Jungen einfach in's Meer werfen, ob mit eigener Hand oder durch eine gefährliche Lage, in die ich ihn bringe, das ist Ihnen gleichgiltig, wenn er nur nie wiederkehrt.“

„Ganz recht,“ warf der Rheder ein. „Aber mir ist es nicht gleichgiltig, denn der Tod des Jungen kann leicht auch mich verderben!“

„Gewiß, zumal wenn Sie es sehr ungeschickt machen, oder wohl gar noch ein paar Zeugen hinzurufen. Ich habe von Ihrer Klugheit aber eine bessere Meinung und denke, wenn Sie etwas im Dunkeln thun wollen, so zünden Sie nicht vorher ein Licht an. Nun, Kapitän, Sie haben sehr lange Zeit, sich die Sache zu überlegen, mein Neffe macht als Schiffsjunge die Fahrt mit, und ich halte mein Versprechen aufrecht. Sie sollen sich heute auch nicht durch ein Wort binden, denn eine wichtige Sache muß man reiflich überlegen. Sie sind zwar ein reicher Mann, allein ich denke, wenn Sie sich mit zwanzigtausend Thalern mehr zur Ruhe setzen, so hat das auch seine Annehmlichkeit. Kommen Sie schließlich zu anderer Ansicht — nun gut, Sie wissen, daß ich Ihnen noch nie einen Vorwurf gemacht habe. Wir werden auch dann als gute Freunde scheiden.“

Der Rheder stand auf, als sei die Sache damit abgethan.

„Wir müssen wohl Freunde bleiben,“ meinte der Kapitän.

„Weshalb?“

„Weil es verschiedene Bande gibt, die uns fest aneinander fesseln. Der Eine kann sich von dem Andern nicht mehr völlig lösen!“

„Kapitän es ist schließlich vollständig gleichgiltig, ob wir als Freunde oder Feinde von einander scheiden,“ bemerkte van der Elten mit kaltem, überlegenem Lächeln. „Sehen Sie, wenn zwei Menschen fest aneinander gebunden an dem Rande eines steilen und tiefen Abgrundes stehen, da ist es in der That ohne Belang, ob sie Freunde oder Feinde sind. Der Eine kann den Andern nicht hinabstoßen, weil er selbst mit hinabgerissen würde, Jeder hat das Verlangen, sein Leben zu retten, das genügt für Beide.“

Der Kapitän sah den Rheder einen Augenblick lang starr an, dann erhob er sich und erwiderte ruhig: „Sie haben Recht, Herr van der Elten, der Eine muß den Andern halten, sonst fallen sie Beide.“

„Die Papiere meines Neffen liegen bereit, ich werde Ihnen dieselben morgen übergeben,“ fuhr der Rheder fort, als denke er an das,

was sie soeben besprochen hatten, bereits nicht mehr. „Haben Sie selbst noch einen Wunsch?“

„Ich wünschte nicht,“ gab Gregor Rast zur Antwort und verließ mit kurzem Gruße das Zimmer.

Jakob van der Elten setzte sich in scheinbar sehr zufriedener Stimmung wieder an das Schreibpult. Er war fest überzeugt, daß sein Vorhaben gelingen werde, denn er kannte den Kapitän nur zu gut. Hatte derselbe auch sein Ansinnen zurückgewiesen, so ließ doch seine Habsucht die ihm angebotene Summe nimmermehr fahren. Rast hatte obnehin auf der langen Seefahrt Zeit genug, Alles reiflich zu überlegen und Vorkehrungen zu treffen, damit er von Niemand zur Verantwortung gezogen werden könne.

Der Rheder nahm ein Buch aus dem Pulte und blätterte darin. Dasselbe enthielt die Aufstellung des Vermögens, welches seine Schwester ihrem einzigen Sohne, der nun schon über ein Jahr in seinem Hause lebte, hinterlassen hatte. Er verwaltete dasselbe als Vormund, und wer dies sorgfältig geführte Buch ansah, hätte ihn für den gewissenhaftesten Menschen halten müssen. Das Vermögen war in durchaus sicherer Weise angelegt, er hatte es freilich von Anfang an als sein eigenes betrachtet.

Er saß noch über dem Buche und seine Augen ruhten mit unheimlichem Leuchten auf den Zahlen in demselben, als die Thüre geöffnet wurde und seine Tochter hastig eintrat, ihren Vetter Wilhelm an der Hand mit sich ziehend.

„Papa, ist es wahr, daß Wilhelm zur See gehen will?“ fragte die Eingetretene.

Es war ein frisches, hübsches Kindergesicht, das sich fragend zu van der Elten emporrichtete. Aus den großen blauen Augen leuchtete eine fast trostige Entschlossenheit. Daß dieses frische, hübsche Mädchen die Tochter des Rheders war, würde Niemand errathen haben, der es nicht wußte; sie glanz gleich ihrer verstorbenen Mutter und hatte nichts vom Vater.

(Fortsetzung folgt.)

### Freiherr v. Crailsheim,

königl. bayr. Minister des Auswärtigen.

(Mit Porträt auf S. 345.)

Bei den außerordentlichen Maßregeln, welche in den letztvergangenen Monaten seitens der bayerischen Regierung ergriffen werden mußten, um die zur politischen Nothwendigkeit gewordene Einsetzung einer Regentenschaft herbeizuführen, fiel neben dem Vorsitzenden im Ministerrath, Freiherrn v. Luz, der Haupttheil der amtlichen Thätigkeit dem Minister des Auswärtigen, Krafft Freiherrn v. Crailsheim zu, dessen Porträt die Leser auf Seite 345 finden. Derselbe ist am 15. März 1841 als Sohn eines bayerischen Kavallerie-Offiziers geboren, studirte Jura und trat 1865 bei der Regierung in Ansbach in den bayrischen Staatsdienst. Später wurde er Bezirksamtsassessor in Brückenau und nach einigen Jahren Legationssekretär im Staatsministerium des Aeußeren, wo er zum geheimen Legationsrath aufstieg, als er am 4. März 1880 an Stelle des Freiherrn v. Pfeflner zum Minister des Auswärtigen und des königlichen Hauses ernannt wurde. Freiherr v. Crailsheim hat seit jener Zeit mehrfach Gelegenheit gehabt, sich um die Regelung der Beziehungen Bayerns zu anderen Staaten Verdienste zu erwerben, die ihm den Ruf eines gewandten Staatsmannes und viele äußere Auszeichnungen eintrugen. Eine noch umfassendere Thätigkeit aber, welche einem bayrischen Minister des Aeußeren obliegt, besteht in der Leitung der staatlichen Verkehrsanstalten, deren Direktion zum Ressort seines Ministeriums gehört. In dieser Richtung, und zwar namentlich als Chef des Eisenbahnwesens, das in Bayern rechts vom Rhein fast ausnahmslos dem Staate unterstellt und in fortwauernder Erweiterung begriffen ist, hat Freiherr v. Crailsheim von jeher eine sehr verdienstliche und von allen Seiten anerkannte Wirksamkeit entfaltet.



## Das Mora-Spiel.

(Mit Abbildung.)

Eine Lieblingsunterhaltung der Italiener der unteren Stände ist das Mora-Spiel, von welchem unsere Abbildung eine anschauliche Vorstellung zu geben vermag. Es war schon bei den alten Römern beliebt und besteht darin, daß die beiden Spieler einander gegenüber stehen oder sitzen, die geschlossene Faust bis zur Gesichtshöhe emporgehoben und plötzlich gleichzeitig eine beliebige Anzahl von Fingern ausstrecken, wobei dann der Eine immerfort zu errathen sucht und augenblicklich angeben muß, wie viel Finger der Andere ausgestreckt hat. Wenn nun Einer der Beiden richtig räth, so hat er gewonnen; rathen aber Beide richtig, oder trifft Keiner die wirkliche Zahl, so ist das Spiel ungiltig. Da nun dies Alles blitzschnell geht, und Jeder von Anderen genau kontrolirt wird, so gerathen sowohl die Spieler, wie auch etwaige Zuschauer sehr bald in Aufregung und legen die ganze Erregbarkeit ihres südlichen Temperaments an den Tag. Die dunklen

Augen funkeln, die Gesichter verrathen die größte Spannung, die Stimmen erheben sich zum lautesten Ton, aber es geht trotz allen Schreiens und aller wilden Geberden doch meist friedlich zu, und eine solche Gruppe Mora-Spieler liefert stets ein interessantes Schauspiel für einen Fremden. Dasselbe Spiel ist übrigens auch in China und unter vielen Stämmen der Eingeborenen auf den Südsee-Inseln üblich.

## Die gefangene Maus.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Ein Mäuslein, das dem verlockenden Dufte des gebratenen Specks nicht zu widerstehen vermochte, ist in die Falle geschlüpft und darin gefangen. Gar bald haben die Kinder dies wichtige Ereigniß wahrgenommen, und die kleine Amrei holt alsbald die Hauskate, ihren ganz besonderen Liebling, herbei, welchen Moment unser Holzschnitt auf S. 349, nach einem allerliebsten Genrebilde des Malers Wilhelm Schütz, wiedergibt. Schon funkeln die Augen der

Mieze beim Anblick der armen Gefangenen, und ungeduldig harrt sie des Augenblicks, wo man das kleine Nagethier aus dem Käfig ent schlüpfen läßt, damit die Todfeindin des Mäusegeschlechts ihr dann den Garaus mache. Dieser Schlusseffekt ist es augenscheinlich, auf welchen auch die Kinder im höchsten Grade gespannt sind.

## Der alte Emmerich.

Historische Erzählung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Von

Georg Zachmann.

(Nachdruck verboten.)

Noch hatten Frühlingsluft und Sonnenschein die Berge des Hessenlandes nicht vom glühenden Schnee befreit, und die Bahn sammt den in sie mündenden klaren Bächen lag noch in den Fesseln des Winters. Obwohl schon der



Mora-Spieler.

April des Jahres 1809 gekommen war, zeigte sich noch nirgends eine Spur, daß die kalte Jahreszeit weichen wollte.

Es mochte zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags sein, als zwei stattliche Reiter-offiziere in der Uniform der westphälischen Gardejäger in gestrecktem Trabe an dem alten Dorfe Hebalde, dort, wo die grotesken Trümmer der Burg Falkenburg auf steilem Felsen aus den klaren Wellen der Schwalm sich zu erheben scheinen, vorübersprenghen.

„Es muß doch eine unheimliche Sache sein,“ sagte beim Vorüberjagen der jüngere Offizier zu seinem älteren Kameraden, „hier um die Mitternachtsstunde das alte Raubnest dort oben zu passiren; der alte Ritter Kunzmann, der drüben im Wald den edlen Herzog Friedrich von Braunschweig erschlug, soll in den Trümmern umgehen und schon manch' einsamen Wanderer zum Tode erschreckt haben.“

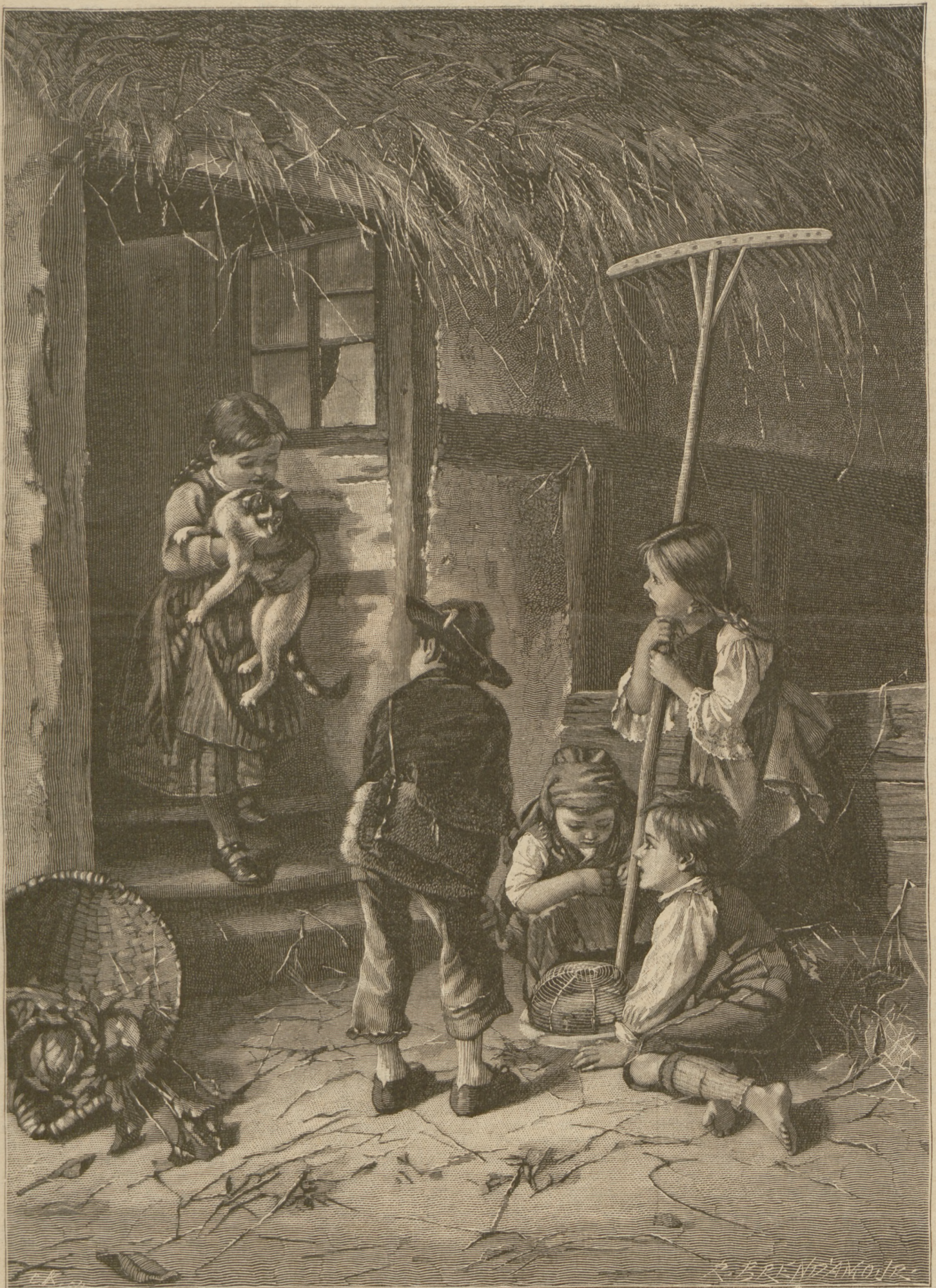
Der zweite Reiter hob sich im Bügel und blickte hinter sich, wo das alte Schloß auf dem einsamen Bergkegel sich scharf und bestimmt von dem röthlichblauen Abendhimmel abhob. „Ein ernster Zeuge, daß der Abfall vom Vaterland stets seine Strafe findet!“ rief er; „die einst so gewaltige Burg ist heute Wohnstätte der Gulen, und von dem Geschlecht des Nichtswürdigen lebt Niemand mehr. So mag es Allen ergehen, die Namen und Ehre um Geld und Wohlstand an den Fremden verkaufen! Glaube mir, Hasserodt, nicht lange mehr wird es währen, und die französischen Zwingburgen sinken wie jene Bergfeste in Trümmer und das eiserne Scepter Napoleon's wird von der deutschen Jugend zerbrochen; und wir, Hasserodt, gehören zu denen, die das Geschick gewürdigt hat, den ersten Thron der Napoleonischen Afterkönige in den Staub zu stürzen!“

„Ich denke, Dörnberg,“ versetzte der erste

Reiter, „wir sind das unserem Namen schuldig; ein Dörnberg und ein Hasserodt können doch unmöglich zu Verräthern an ihrem angestammten Fürstenhause werden!“

Beide Reiter trugen die Uniform der Gardejäger, des ausgesuchtesten Regimentes in dem neuen Königreich Westphalen und gehörten den ältesten Geschlechtern von Kurhessen an. Ferdinand Wilhelm, Freiherr v. Dörnberg, der Aeltere von Beiden und Oberst der Gardejäger, war ein sehr stattlicher, hochgewachsener Offizier, der, in allen Leibesübungen Meister, sich durch Liebenswürdigkeit und untadelhafte Ehrenhaftigkeit die Herzen seiner Kameraden im Fluge eroberte. Er hatte in der Schlacht bei Jena in den preußischen Reihen mitgefochten, war von König Jerome als westphälischer Unterthan reklamirt, zum Kommandeur des Marburger Jägerbataillons und später der Gardejäger in Kassel ernannt worden. Sein Begleiter, der





Die gefangene Maus. Nach einem Gemälde von W. Schüke. (S. 348)



Premierlieutenant v. Hafferodt, etwas kleiner und zierlicher gebaut als Dörnberg, war der vertegenste Reiter der Kasseler Garnison und hatte durch seine oft unbedachten Aeußerungen die französischen Hofkreise nicht darüber in Zweifel gelassen, daß er kein Freund der neuen Zustände sei. Beide waren die eifrigsten Anhänger der patriotischen Bestrebungen in Deutschland und Mitglieder des Jugendbundes, dessen Grundidee, „unter der Fremdherrschaft den deutschen Geist aufrecht zu erhalten“, Dörnberg wie Hafferodt zur Rückkehr in ihr Vaterland bewogen hatte. Sie waren am Morgen des 1. April von ihrem Garnisonsort Kassel aufgebrochen, um das Osterfest bei ihren Verwandten in Homberg, in der Mitte zwischen Kassel und Marburg gelegen, zuzubringen. Das v. Wallenstein'sche Fräuleinsitz, welches in Homberg die meisten Besetzungen hatte und das Reiseziel Dörnberg's und Hafferodt's war, bildete den Sammelplatz der altheffischen Edelleute der Umgegend, die fast Alle mit einer oder der anderen Stiftsdame verwandt waren. So war Hafferodt der Nefse der Aebtissin v. Gilsa, während Dörnberg ein Vetter der Kanonissin v. Metsch war. Damals zählte das Stift nur noch eine Pfründnerin, die Dechantin Marianne v. Stein, die Lieblingschwester des Ministers v. Stein und diesem in der Festigkeit des Charakters und im Haß gegen die Franzosen ähnlich.

Das Stiftsgebäude mit seinen Renaissance-Verzierungen über den Fenstern und Thüren war hell erleuchtet, als die beiden Offiziere in den weiten Vorhof einritten. Ein alter Diener mit einer großen alterthümlichen Laterne kam beim Erschalle des Hufschlages herbeigeeilt, um den Ankommenden seine Dienste anzubieten.

„Na, Jakob, so einen langen Winter hat Er wohl auch in seinem Leben noch nicht durchgemacht,“ sagte Dörnberg, indem er dem Alten auf die Schulter klopfte, „he!“

„Seitdem wir den Namen Hessen vergessen mußten und Westphalen heißen, begegnen uns aller Orten Dinge, die man sonst nie hier zu Lande erfuhr,“ antwortete der Alte, „seitdem kann man sogar um Ostern im Schnee stecken bleiben!“

„Still, still, Jakob! Sei vorsichtig!“ besänftigte Dörnberg den patriotischen Diener. „Sind Fremde oben?“

„Nur der Herr Oberst Emmerich aus Marburg!“ war die Antwort.

„Das trifft sich ja vortrefflich!“ meinten Dörnberg und Hafferodt, indem sie die breite Freitreppe hinauf eilten. Oben an der Thüre trat ihnen jetzt eine ältere Dame, die Kanonissin v. Metsch entgegen. Sie war hochgewachsen, und das weiße Haar umrahmte in kurzen anliegenden Locken nach damaliger Tracht das Gesicht, über welchem der Schimmer der Milde und Herzensgüte lag.

„Na, Gott sei Dank, daß Du endlich kommst,“ rief sie Dörnberg entgegen, indem sie ihm die Hand hinstreckte, die dieser ehrfurchtsvoll an die Rippen führte, „und auch Sie, Herr v. Hafferodt, erwartet die Frau Aebtissin schon lange.“

„Ja, Tante, wir wären früher gekommen, aber der Dienst —“

„Ach was, Dienst, Wilhelm!“ unterbrach die alte Dame Dörnberg, „klagst über Dienst und hast doch keinen Zopf mehr zu wickeln, wie zu Kurfürst Wilhelm's Zeiten. Aber nun folgt mir, Ihr Ausbleiber.“

Der alte Oberst Emmerich, der neben der Aebtissin in der Stube saß, in welche die Drei nun eintraten, war eine jener eisernen Soldatennaturen, die von Sturm und Wetter gehärtet, wohl äußerlich die Merkmale des Alters an sich tragen, aber deren Wille sie innerlich nicht altern läßt. Andreas Emmerich war fünfundsiebzig Jahre alt, und der schneeweiße Bart wie das gleiche Haar verließen dem stattlichen und stämmig einhergehenden Greise ein ehr-

würdiges und gewinnendes Aeußere. Unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte er die sämtlichen Feldzüge des siebenjährigen Krieges gegen die Franzosen in Hessen, Hannover, Westphalen und am Rhein mitgemacht, und gab es ein kühnes, waghalsiges Unternehmen auszuführen, wo es nach gewöhnlicher Berechnung den Hals kosten konnte, so war gewiß Emmerich einer der ersten Offiziere, die sich dazu meldeten. Als dann der Krieg in Deutschland zu Ende war, behagte dem kühnen Soldaten das ruhige Leben hinter dem Ofen und der heffische Gamaschendienst nicht mehr. Er meldete sich als Freiwilliger für die heffisch-englische Armee, die in Nordamerika kämpfte, und wurde mit Freuden als Kapitän angenommen. Als der Krieg auch im neuen Welttheile zu Ende war, kehrte er mit dem Charakter und der Pension eines englischen Obersten nach Marburg zurück. Auf seinen Kriegszügen hatte er sich zwar Geld und Gut nicht erworben, aber was bedurfte dessen auch ein Soldat, der täglich sein Leben in die Schanze schlagen muß? Eins nur hatte er sich bewahrt, eine begeisterte Liebe für sein Hessenland und daneben lebte in seinem Herzen glühender Haß gegen Alles, was französisch hieß. Man kann sich denken, wie hart den alten Herrn die Ereignisse der letzten Jahre getroffen hatten! Jene Franzosen, die er noch bei Roßbach und Krefeld hatte davonlaufen sehen, die ein Gespött der Zeitgenossen gewesen waren, sie hatten die sie gegewohnten Armeen des alten Fritz über den Haufen geworfen, hatten seinen Herrn aus dem Hessenlande gejagt und ihn selbst zum französischen Untertanen gemacht! Selbst die kurze Pfeife, die der alte Soldat nie aus dem Munde ließ, wollte ihm nicht mehr unter der fremden Zwingherrschaft schmecken, und der einzige Gedanke, um den sich sein ganzes Dasein von da an drehte, war der, wie man wieder frei von den drückenden Fesseln werden, wie man die Franzosen vertreiben und den zertrümmerten heffischen Kurfürstenthron wieder aufrichten konnte. Er erwachte jetzt öfter als sonst in den Wirthschaften, wo die Bürger, Bauern und die alten heffischen Soldaten ihren Abendschoppen tranken, und erzählte ihnen von seinen Kriegsthaten, von den alten heffischen Zuständen, von dem verjagten Fürsten und von den Schandthaten der fremden Unterdrücker. Man hörte dem alten Haubegen mit offenem Munde zu, und bald hatte er unter den Augen der französischen Behörden zahlreiche Männer erworben, die mit ihm der Ansicht waren, daß es so, wie es war, nicht weiter gehen könnte, daß man, den Degen in der Hand, die fremden Unterdrücker über die Grenze jagen mußte. Dörnberg, den die gleichen Gedanken besetzten, war, als er noch Oberstlieutenant in Marburg war, dem alten Emmerich nahe getreten und hatte ihn nach seiner Veretzung nach Kassel als Haupt der Aufständischen an der Lahn zurückgelassen; und Emmerich hatte mit Feuereifer für die gute Sache weiter gearbeitet.

In kurzen Worten legte Emmerich nach den ersten Begrüßungen den beiden Offizieren den Standpunkt dar, auf welchem sich die patriotische Partei in Marburg befand. Unter den Universitäts-Professoren zählte sie nur zwei eifrige Anhänger, den Professor Sternberg, Direktor der chirurgischen Klinik, und den Professor Umann; doch hoffte Emmerich, daß der größere Theil der Marburger Studentenschaft sich bei einem Aufstande, wenn er erst ausgebrochen sei, betheiligen würde. Sicher konnte die Partei nur auf die alten gedienten Soldaten in Marburg und auf einige Bürger der Stadt rechnen, während die männlichen Bewohner der umliegenden Ortschaften durch zwei alte heffische Soldaten, Mentel Günther aus Sterzhäusen und Daniel Muth aus Ockershausen, vollkommen

für einen Aufstand gewonnen waren. „Wir in Marburg,“ so schloß der Oberst, indem seine Falkenaugen unter den grauen buschigen Brauen feurig hervorblitzten, „warten nur auf das Signal zum Losbruch, um die französische Besatzung gefangen zu nehmen und das feste Schloß zu belehnen!“

„Das sind ja vortreffliche Nachrichten, Herr Oberst, die Sie uns aus Marburg mitbringen,“ sagte Dörnberg, als der alte Herr geendigt hatte; „so viel ich gehört habe, hat auch der Friedensrichter Martin mit seiner Werbung in der Schwalm viel Glück gehabt; war Martin nicht hier, Tante?“

„Herr Martin war bis vor einer Stunde bei uns,“ versetzte Fräulein v. Metsch, „da Du aber nicht kamst, ist er wieder nach Frielendorf zurückgekehrt.“

„Nun, und wie steht's bei ihm?“

„Vortrefflich!“ versetzte der alte Emmerich mit Nachdruck, „es bedarf nur eines Zeichens, und die ganze Schwalm steht auf und zieht mit Senfen und Weilen in's Feld! Martin hofft auf fünftausend Köpfe!“

„Ja, wenn es so steht, Oberst,“ rief Dörnberg feurig aus, „dann ist es Zeit, loszubrechen. Hören Sie also meinen Feldzugsplan!“

Dörnberg hatte, wie er nun ausführlich mittheilte, mit den Unzufriedenen in Berlin, deren Haupt der furchtlose Major v. Schill war, und in der Mark, wo ein Herr v. Ratt und ein Herr v. Krosigk-Poplik den Aufstand organisiren wollten, sowie mit dem Herzog von Braunschweig-Dels angeknüpft. Sein Plan, der in Berlin von der Landgräfin Amalie von Hessen und dem Minister v. Stein eifrig unterstützt wurde, ging dahin, daß der Aufstand zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten Mitteldeutschlands losbrechen sollte, um es den feindlichen Streitkräften, die durch den Krieg an der Donau schon wesentlich geschwächt waren, unmöglich zu machen, sich zu sammeln. Dörnberg wollte die Besatzung von Kassel zum Abfall bewegen und sich des Königs Jerome selbst bemächtigen. Die Aufständischen im Lande sollten die Thore der heffischen Hauptstadt offen finden, und ein allgemeines Aufgebot des Landsturmes sollte die gesammte wehrfähige Mannschaft Hessens zur Abwehr des Feindes zusammenrufen.

Als Dörnberg mit der Auseinandersetzung seines groß und kühn angelegten Insurrektionsplanes zu Ende war, sprang der alte Emmerich mit freudestrahlendem Gesichte auf und fiel ihm um den Hals.

„Das muß gelingen, Hessen wird frei sein!“ rief er einmal über das andere Mal in seinem Enthusiasmus aus; „wir müssen siegen, oder vor der Zeit ein Grab in der Heimath finden!“

„Ich freue mich,“ antwortete Dörnberg, „daß Ihnen, Herr Oberst, mein Plan gefällt. Eine schwere Aufgabe steht Ihnen bevor; Sie müssen sich des Schlosses in Marburg bemächtigen und es vertheidigen, bis Sie Nachricht von mir erhalten haben. Wollen Sie das?“

„Hier die Hand des alten Emmerich,“ rief dieser, „so lange noch ein Athemzug in meiner Brust ist, wird kein Franzose das Schloß betreten!“ Der alte Jakob trat während dieses eifrigen Gesprächs in's Zimmer, um eine neue Flasche aufzulegen.

„Darf ich auch mit dabei sein?“ fragte der Alte schüchtern, indem ihm die hellen Thränen in die Augen traten.

„Ja, Alter,“ antwortete Dörnberg ernst, „wer eine Sense führen kann, darf an jenem Tage des heiligen Kampfes nicht fehlen! Wohlan, Freunde, stoßen wir an: Das Wohl Alldeutschlands!“

„Hoch lebe Hessenland!“ rief Emmerich; „hoch der Kurfürst!“ tönte es von Hafferodt's Lippen, indem er heftig an das Glas des alten Obersten aufstieß. Emmerich's und Hafferodt's



Gläser zersprangen, während Dörnberg das feinige austrant.

„Man sagt, wenn Gläser springen, so naht sich der Tod!“ sagte melancholisch der junge Lieutenant.

„Sei's drum!“ rief der Alte, indem er aufstand, „ich nehm's als gutes Zeichen: Tod allen fremden Tyrannen!“

Ungefähr drei Wochen waren seit jenem Zusammentreffen in Homberg vergangen, als eines Abends der alte Emmerich in seiner gewohnten Stammkneipe am Grün in Marburg saß und bei einem Glase Bier die kurze Meer-schaumpfeife rauchte. Der alte Förster Herrmann aus Ockershausen leistete ihm Gesellschaft. Da drang plötzlich von der Straße ein Getöse von Menschenstimmen herauf.

„Na, was ist denn da wieder los?“ frug der Förster, aber Emmerich war schon aufgesprungen und hatte das Fenster aufgerissen; deutlich dröhnte Trommelwirbel vom Schloßwege herab. Mit dem Ausruf: „Himmel, das ist Generalmarsch!“ stürzte Emmerich zur Thüre hinaus und unter die dichte Volksmenge. Auf seine Frage, was es gäbe, hieß es, in Kassel sei Revolution ausgebrochen, der Kurfürst sei wieder im Lande und der König Jerome gefangen. „Hurrah!“ schrie der alte Soldat und eilte, so schnell ihn seine Beine tragen wollten, nach dem Hause des Professors Sternberg. Als er in die Stube hineinstürzte, fand er den Professor am Lodernden Kamin neben einem großen Stoß Papier sitzen, von denen er eins nach dem andern in's Feuer warf. „Was,“ fuhr Emmerich heraus, „Sie sitzen hier und verbrennen Briefe, und draußen tönt der Generalmarsch! Der Kurfürst ist wieder im Lande, der König ist gefangen!“

„Alter Mann,“ antwortete Sternberg, indem er sich nicht in seiner Arbeit unterbrechen ließ, „wer hat Sie so schmählich belogen? Der Kurfürst sitzt ruhig in Prag, die Kasseler Verschwörung ist entdeckt, die Anführer derselben sind verhaftet, die Aufständischen aus der Schwalm sind an der Knallhütte völlig geschlagen. Ich habe diese Nachrichten vor wenig Augenblicken erhalten. Alles ist verloren, und ich verbrenne eben meine Korrespondenz mit Schill, Ratt und Stein, nach der die französische Polizei sehr großes Verlangen tragen soll.“

Der alte Soldat war halb ohnmächtig in einen Stuhl gesunken und vermochte nur einmal über das andere zu fragen: „Ist es denn wahr, wirklich wahr?“

Es war in der That so, wie Sternberg erzählt hatte. Am 20. April war König Jerome nach Kassel zurückgekehrt mit der ausgesprochenen Absicht, das westphälische Armee-corps nach Sachsen zu führen; dies mußte naturgemäß den Ausbruch der Rebellion beschleunigen, und man hatte infolge dessen die einzelnen Führer davon in Kenntniß gesetzt, daß es nothwendig erscheine, noch im April loszubrechen. Auch der alte Emmerich wußte dies, aber noch war ein bestimmter Tag nicht festgesetzt, als die Verätherei eines jungen Lieutenants v. Gail Dörnberg und einige andere Offiziere in Kassel zur Aufgabe ihres ursprünglichen Planes, den König gefangen zu nehmen, und zur Flucht nach der Schwalm, wo durch die eifrige Thätigkeit des Friedensrichters Martin der Aufstand bereits ausgebrochen war, bestimmte. Und davon erfuhren Emmerich wie Sternberg zunächst nichts. Als Dörnberg in Homberg ankam, fand er mehrere Tausend Bauern und heftige Soldaten, zum Theil in ihrer kleidsamen Nationaltracht, zum Theil in ihrer alten Uniform, die ihn mit donnerndem Hurrah begrüßten. Bei der Befichtigung des Landsturmes, der fast nur mit Senfen, Drehschlegeln, alten Piken und Säbeln bewaffnet war, konnte er sich nicht verhehlen, daß der erste Zusammenstoß dieser zügellosen

Banden mit regulären Truppen das Ende des Aufstandes sein würde. Trotz alledem blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Zug gegen Kassel zu wagen, so geringe Aussichten auf Erfolg auch vorhanden waren. Der würdige Friedensrichter Martin wurde bewogen, eine feurige Rede zu halten, und Karoline v. Baumbach überreichte der Schaar ein rothweißes Banner mit der Devise: „Sieg oder Tod im Kampfe für's Vaterland!“ Noch am Abend rückte das Insurgentenheer, an dessen Spitze ein baumlanger Bauer mit einer großen Stalllaterne ging, gegen Kassel vor; erst bei der Knallhütte stieß man auf die königlichen Truppen, die sofort Feuer gaben. Das Gefecht, welches sich darauf in der Dunkelheit entwickelte, dauerte kaum eine Stunde und endete mit gänzlicher Zerstreung der Aufständischen; nur mit Mühe retteten sich Dörnberg und Martin, während Hasserodt und zahlreiche Andere verhaftet wurden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

Der alte Emmerich hatte sprachlos der Erzählung Sternberg's, der unterdessen auch den letzten seiner kompromittirenden Briefe in's Lodernde Feuer geworfen hatte, zugehört, seine kurze Pfeife war ihm aus den Händen gefallen, und er selbst saß vornübergebeugt starr wie eine Bildsäule da.

„Germannen Sie sich, Herr Oberst!“ sagte Sternberg, indem er dem gebrochenen Greis theilnehmend auf die Schulter klopfte, „eilen Sie nach Hause, verbrennen Sie, was sie an gefährlichen Papieren besitzen, wie ich es gethan habe, und thun Sie Alles, um die Ruhe unter den Bürgern aufrecht zu erhalten!“

Emmerich stand auf, drückte dem Professor die Hand, aber sprechen konnte er nicht, große Thränen rollten über die gebräunten Wangen; er stürzte hinaus wie ein Mann, dem sein Letztes und Liebstes geraubt worden ist. Als am anderen Morgen französische Präsekturbeamte Haus-suchung bei dem Obersten hielten, kamen sie zu spät, denn es war Alles, was mit der Verschwörung zusammenhing, noch am Abend vorher in's Feuer gewandert.

Bald nach diesem verhängnißvollen 23. April brach in Norddeutschland der Ratt'sche und Schill'sche Aufstand gegen die Franzosen aus. Der Moniteur brachte die Nachricht, daß Lieutenant v. Hasserodt nach Kriegsrecht erschossen worden sei, und zu Marburg sah man zahlreiche Opfer des verunglückten Aufstandes, darunter zwei Prediger, in Ketten durch die Straßen ziehen. Auch Schill fiel nach blutigem Kampfe in Stralsund. Trotz aller dieser Mißerfolge, welche die patriotische Partei in Deutschland erlitten hatte, hielt der alte Emmerich mit Zähigkeit daran fest, daß der Plan zu einem Aufstande in Marburg selbst nicht aufgegeben würde; es bedürfte nur eines Anstoßes und ganz Hessen würde die französischen Fesseln von sich. Vergeblich machte ihn Sternberg auf die Gefahr aufmerksam, die allen Theilhabenden drohe; der alte Soldat blieb dabei, daß er lieber sterben wolle, als in Fesseln leben. Ja, als Sternberg einst in einer Versammlung meinte, daß er als Vater Rücksicht auf seine Familie zu nehmen habe, rief ihm Emmerich zu, daß der kein echter Patriot sei, dem die Liebe zu seiner Familie höher stehe als das Wohl des Vaterlandes. Sternberg gab endlich nach, als die Nachricht von dem Siege der Oesterreicher über Napoleon bei Aspern nach Marburg kam, und von Dresden aus das Erscheinen des kurfürstlichen Freicorps in Sachsen signalisirt wurde. Zur Ausführung des Marburger Insurrektionsplanes wurde die Nacht vom 23. bis 24. Juni ausersehen, und Emmerich sollte der Führer des Aufstandes werden.

Nur ungefähr zweihundert Mann bildeten unter dem Obersten v. Dalwigk die Besatzung der Stadt Marburg, deren Befestigungswerke

nach dem Soldatenaufstande des Jahres 1806 zum größten Theil demolirt waren, als in der Nacht zum 24. Juni fünfzig bis sechzig Bauern aus Ockershausen unter ihrem Anführer Daniel Muth zum Grünthore hereinbrachen und mit dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst!“ die Wache entwaffneten. Hier schloß sich ihnen der alte Emmerich mit einem Haufen bewaffneter Bürger an. Die Hauptwache auf dem alterthümlichen Schlosse streckte beim Herannahen der wüthenden Schaar nach wenigen Schüssen die Waffen, und ein Kanonenschuß, den Emmerich auf dem Schloßhofe, der die Stadt und das Lahnthal beherrscht, losbrennen ließ, sowie das Läuten der großen Glocke der Schloßkapelle zeigten den Bürgern an, daß Emmerich mit seinen Schaaren im Besitze des Schloßes sei.

Oberst v. Dalwigk war unterdessen mit seinen Besatzungstruppen den Steinweg hinabgezogen, um durch das Elisabeththor, welches in der Nähe der Kirche der heiligen Elisabeth, eines der berühmtesten Baudenkmäler Deutschlands, liegt, den freien Abzug nach Kassel zu gewinnen. Kaum aber hatte derselbe vernommen, daß die Schaar, welche Emmerich befehligte, nur hundert Mann betrug, so marschirte er wieder zurück den Steinweg hinauf und traf am Eingange zum Markte mit Emmerich's ungeordneten Bauernhaufen zusammen. Vergeblich hatte der alte Oberst sämtliche Glocken der Stadt läuten lassen, vergeblich rief er Bürger und Studenten zu den Waffen; die Häuser blieben verschlossen, und nur Wenige von den Hunderten, die der Verschwörung angehörten, erschienen. Mit einem echten Soldatenfluch über die Feiglinge, die hinter dem Ofen hockten, wenn das Vaterland zum Kampfe rief, ordnete er seine Schaar und zog entschlossen der Uebermacht entgegen. Aber auch hier ging es wie an der Knallhütte; kaum schlugen die ersten französischen Kugeln in den dichten Haufen ein, als die Leute erschreckt aus einander stoben; vergebens suchte der alte Soldat die Flüchtigen aufzuhalten, umsonst schlug er mit dem Säbel unter die Feigen, in wenigen Augenblicken sah er sich allein, während die Truppen Dalwigk's mit lautem Hurrah den Schloßweg hinaufstürmten. Der alte Emmerich blieb im tiefen Dunkel der Häuser allein zurück; auf einem Prellsteine sitzend schaute er in dumpfer Resignation den fortschreitenden Feinden nach; es war ihm gleichgiltig, was nun geschah. An seine eigene Rettung dachte der alte Soldat nicht; was lag auch an einem fünfundsiebenzig-jährigen Greise; aber der Schmerz, daß ihn die Bürger verlassen, daß Keiner von ihnen den Muth gehabt hatte, für die verlorene Freiheit das Leben einzusetzen, umklammerte eifrig sein Herz. Als droben auf dem Berge die Umrisse des gewaltigen Schloßes im hellen Scheine der von den siegreichen Franzosen angezündeten Freudenfeuer scharf hervortraten und ein mächtiges „Vive le roi!“ über der Stadt ertönte, da lachte er bitter; er stand auf, ging zu dem daliegenden einzigen Todten seiner Bauern und schüttelte ihm voll Wehmuth die eiskalte Hand.

„Fahr' wohl, Kamerad!“ rief er, „wär' ich doch auch so wie Du ehrenvoll im Kampfe gefallen, aber ich komme bald, bald nach!“

„Finde ich Sie hier, Herr Oberst!“ rief eine Stimme leise hinter ihm, „das ist gut; retten Sie sich, denn morgen erwartet Sie der Tod!“

Es war Emmerich's Getreuer aus Ockershausen, Daniel Muth.

Der alte Oberst sah seinen Waffengefährten lange an. „Also Du bist mit Jenem, der da liegt, der Einzige, der mir treu geblieben ist, nun, dann kann Dir auch am Leben nichts mehr liegen. Bleibe bei mir, Daniel! Laß uns nicht fliehen, es wäre unserer unwürdig. Sie werden uns hinaus auf den Kampfplatz führen und uns todt-schießen; aber was schert das uns; lieber ein Ende mit Schreden, als



ein Schrecken ohne Ende, wie der Held Schill sagte, als er in's Feld zog. Du stehst allein, wie ich. Hoffnung haben wir Beide nicht mehr, Sklaven können Männer wie wir auch nicht werden, darum lieber den Tod! Willst Du das?"

Daniel Muth konnte vor Rührung nicht sprechen, sondern reichte seinem Obersten nur stumm die Hand. Dann schritten sie Arm in Arm die Gasse hinab nach der Wohnung Emmerich's, um die französischen Schergen zu erwarten.

In der Morgenfrühe des 18. Juli 1809 spielte sich auf dem Forst bei Kassel die letzte blutige Scene unserer Erzählung ab. An derselben Stelle, wo vor zwei Monaten an einem duffigen Maimorgen der kühne Hasserodt mit dem Rufe: „Es lebe der Kurfürst, mein rechtmäßiger Herr!“ unter französischen Kugeln sein junges Leben ausgehaucht hatte, stand der alte Emmerich jetzt vor dem französischen Exekutionskommando. Furchtlos blickte der Greis in den

drohenden Tod. Unwillig wies er die Binde zurück, mit der man ihm die Augen bedecken wollte. Als das Peloton chargirte, bat er den kommandirenden Kapitän, ihm als alten Offizier, wie es Sitte sei, das Kommandowort „Feuer“ zu überlassen, und als ihm dies gestattet war, trat er zurück an den Hügel und warf die dampfende Tabakspfeife weg. Wie Hasserodt seine tapfere Seele mit einem Hochrufe auf den Kurfürsten ausgehaucht hatte, so tönte auch im Todeskampfe von den zuckenden Rippen des braven Emmerich: „Es lebe der Kurfürst!“

Drei Gefährten des alten Obersten ereilte am folgenden Tage dasselbe Schicksal; es waren der Professor Sternberg und die beiden Vertrauten Emmerich's, Daniel Muth, der Anführer der Odershäuser Bauern, und Mentel Günther aus Sterzhausen.

Kein ehrendes Denkmal bezeichnet die Grabstätte des tapferen Emmerich. Der geizige Kurfürst von Hessen hatte mehr zu thun, als daß er an die edelste Menschenpflicht, die Dank-

barkeit gegen seine treuen Unterthanen denken konnte, und auch seine Nachfolger haben es nicht für nöthig gehalten, denen, die für die Aufrichtung ihres Fürstenthrones bluteten, ein Grabmal zu errichten; aber aus dem Herzen des heftigen Volkes sind die Namen der gefallenen Helden des Jahres 1809 nicht verschwunden, und Jung und Alt in Marburg weiß dem Fremden die Geschichte vom alten Emmerich zu erzählen.

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Erstaunliche Körperkraft.** — Im Juli 1830 wurden auf den Fichtenebenen des County Hancock im Staate Mississippi mehrere tausend Stück Hornvieh in einer Hürde zusammengetrieben, um die Kälber zu martiren und zu brennen. Dazu hatten sich viele Zuschauer eingefunden. Bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Bullen wüthend und der Hauptbulle der Herde brachte einen Knaben in große Lebensgefahr. In demselben Augenblicke sprang

**Humoristisches.**



**Triftige Ursache.**

Junger Herr (nachdem er eine Dame eine Zeitlang schweigend angestarrt): Mein Fräulein, Sie besitzen so glühende Augen, daß ich Feuer zu fangen fürchte.  
 Dame: Höhern genug sind Sie dazu.



**Auf der Promenade.**

A.: Ich möchte nur wissen, warum die häßliche Gräfin K. niemals ohne ihren Bedienten ausgeht —  
 B.: Damit sie später einmal mit gutem Gewissen sagen kann, daß ihr Einer nachgelaufen ist!

ein Zuschauer, General Bray, auf das wüthende Thier zu, ergriff es bei den Hörnern und warf es mit einem Ruck zu Boden. Der Stier zuckte nur noch einmal und starb auf der Stelle. Es stellte sich heraus, daß ihm das Genick gebrochen war. Diese Thatfache haben Hunderte von Augenzeugen bestätigt. C. R.

**Ein tapferer Spielmann.** — Nach der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf (12. August 1759) wurden die Preußen von den Russen hart verfolgt. Unter Anderen suchte ein Kosak einen Jagottisten, der sein Instrument unter'm Arme, über eine Wiese lief, zu erreichen. Friedrich II. konnte zufällig diese Verfolgung aus der Ferne beobachten und machte zu einem seiner Begleiter die Bemerkung: „Es soll mich doch wundern, ob Apollo und die Mufen ihren Jünger schützen werden.“ Der Kosak kam dem Musiker immer näher, da wendete sich letzterer plötzlich um, legte sein Jagott wie ein Gewehr an und zielte damit auf den Kosaken. Dieser hatte wohl in seinem Leben noch kein Jagott gesehen, machte daher schleunigst Kehrt und sprengte in wilder Hast davon. Jetzt setzte der muthige Spielmann sein Jagott wieder ab und seine Flucht fort. König Friedrich, entzückt über die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit des Spielmanns, ließ denselben einige Tage später zu sich rufen, belobte ihn und beschenkte ihn reichlich. C. R.

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 45.

**Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 43:**  
 Man soll jedem Armen helfen, wenn man es im Stande ist.

**Charade.**

Machst Du nach Frankreich eine Reise,  
 So fragt es sich, auf welche Weise  
 Man wohl Dich auf als Deutschen nimmt:  
 Die Eins bist freilich Du bestimmt!

Als Stadt kennst Du die Zweite sehen,  
 Sobald Du wirst nach Bayern gehen,  
 Ob sie auch sonst noch Dorf und Stadt  
 In großer Zahl zu eigen hat.

Wohin Du aber mögest wandern,  
 Das Wichtigste von allem andern  
 Ist doch das Ganze, suchest Du  
 Ermattet Speise, Trank und Ruh'. A. Heinrich.  
 Auflösung folgt in Nr. 45.

**Auflösungen von Nr. 43:**

des Räthfels: Mode, Dom;  
 des Arithmogriphs: Madras, Lemans, Drama, Salamander.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,  
 Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.  
 Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
 Hermann Schönlein in Stuttgart.